Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

19 (11.5.1855) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 19. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 11. Mai 1855.

Die Lebendig-Todte.
(Fortsezung.)

Die Treppe war für eine Person gerade breit genug; ich ging auf ihr drei Etagen herab. In jeder Etage horchte ich, hörte aber Nichts.

Im untersten Stockwerke stieß ich auf eine zweite Thüre; sie war nicht fest geschlossen und gab beim ersten Versuche, sie zu öffnen, nach.

Ich befand mich nun in einem Gewölbe, welches in gerader Linie fortlief. Nachdem ich etwa fünf Minuten in ihm gegangen war, stieß ich auf eine dritte Thüre, die gleich der zweiten keinen Widerstand entgegensezte und auf eine andere der in der Bibliothek ähnliche Treppe ging, die aber nur zwei Stockwerke hatte. Diese verließ man durch eine viereckige eiserne Füllung; beim Oeffnen derselben hörte ich Stimmen. Ich löschte meine Kerze, stellte sie auf den lezten Treppentritt und schlüpfte durch eine Oeffnung; sie war dadurch entstanden, daß eine Kaminplatte weggerückt war. Ich stieß sie leise zurück und befand mich in einer Art chemischen Laboratoriums, welches sehr schwach erleuchtet war, indem das Licht aus dem benachbarten Zimmer nur durch eine runde Oeffnung drang, die über der Thüre angebracht und mit einem kleinen, grünen Vorhange bedeckt war. Die Fenster waren so sorgfältig geschlossen, daß selbst am Tage der Eintritt des Lichts gehindert seyn mußte.

Ich hatte mich nicht getäuscht, als ich sprechen zu hören glaubte. Die Unterredung war im anstoßenden Zimmer geräuschvoll; ich erkannte die Stimme des Grafen und seiner Freunde. Ich stellte einen Stuhl an die Thüre und stieg auf ihn; auf diese Weise gelangte ich bis zur Oeffnung und konnte in's Zimmer sehen.

Der Graf Horaz, Max und Heinrich waren am Tisch. Der Malaye bediente sie, hinter dem Grafen stehend. Jeder der Gäste trug einen blauen Kittel, hatte ein Jagdmesser im Gürtel und ein Paar Pistolen neben sich. Horaz stand auf, als wollte er gehen.

— Schon? fragte Max.

— Was soll ich hier thun? antwortete der Graf.

— Du mußt entscheiden, sagte Max, wer von uns beiden, Heinrich oder ich, die schöne Engländerin zur Frau bekommt, Heinrich glaubt größeres Recht zu haben, da er den Mann getödtet.

— Wirklich, das spricht für ihn, sagte der Graf lachend.

Bei diesem Worte hörte man ein Seufzen. Ich wandte meine Augen nach der Stelle, woher es kam; eine Frau lag auf dem Säulenbett. Meine Aufmerksamkeit war so auf einen einzigen Punkt gerichtet, daß ich sie anfangs nicht bemerkt hatte.

— Ja, fuhr Max fort, aber wer hat sie in Havre erwartet? Wer ist spornstreichs hierhergejagt, um Euch zu benachrichtigen?

— Zum Teufel, sagte der Graf, die Sache wird verwickelt und man müßte der König Salomo in Person seyn, um zu entscheiden, wer das größte Recht hat, der Spion oder der Mörder.

— Und doch muß es sich entscheiden, sagte Max. Du bist Schuld daran, daß ich an diese Frau dachte, und jezt bin ich verliebt in sie.

— Und ich auch, sagte Heinrich. Gib sie demjenigen von uns, welchem Du willst.

— Damit der Andere hingeht und mich anzeigt, wo er, wie heute, nicht mehr weiß, was er thut? O nein, meine Herren. Ihr seid schön, Ihr seid jung, Ihr seid reich, Ihr habt zehn Minuten, um ihr den Hof zu machen. Nun vorwärts, meine Herren.

— Das, was Du sagst, ist ein guter Gedanke, mit Ausnahme des Courmachens. Sie mag selbst den wählen, der ihr am besten gefällt.

— Nun gut also, sagte Max; aber sie mag sich eilen. Erkläre ihr das, Du, der Du alle Sprachen sprichst.

— Gern, antwortete Horaz. Er wandte sich sodann zu der unglücklichen Frau und sagte ihr im reinsten Englisch: Milady, hier sind zwei meiner Freunde, Räuber, beide von guter Familie, wovon man Ihnen den Beweis auf Pergament liefern kann, wenn Sie es wünschen. Beide wurden in den Grundsäzen der platonischen Schule, d. h. der Gütergemeinschaft, erzogen, und begannen damit, ihr Vermögen durchzubringen; da sie dann fanden, daß Alles in der Gesellschaft schlecht eingerichtet ist, so faßten sie den tugendhaften Gedanken, sich auf der Landstraße im Hinterhalt zu legen, um ihre Ungerechtigkeiten zu verbessern, ihre Irrthümer zu berichtigen und ihre Ungleichheiten wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Seit fünf Jahren beschäftigen sie sich zum größten Ruhme der Philosophie und der Polizei mit diesem Auftrage, der ihnen so viel abwirft, daß sie in den Salons in Paris auf die ehrenvollste Art auftreten können. Sie lassen sie durch mich nun unterthänigst ersuchen, von Beiden den zu wählen, der ihnen am besten gefällt. Habe ich gut englisch gesprochen, Milady, und haben Sie mich verstanden? . . .

O, wenn Sie noch etwas Mitleid haben, so tödten Sie mich, tödten Sie mich, rief die arme Frau.

— Was antwortet Sie? murmelte Max.

— Sie antwortet, es sei niederträchtig, sagte Horaz, und ich gestehe, daß ich etwas ihrer Meinung bin.

— Nun . . . sagten Max und Heinrich zusammen und standen auf.

— Nun, thut, was Ihr wollt, antwortete Horaz, und er sezte sich, goß sich ein Glas Champagner ein und trank.

— O, tödten Sie mich doch, tödten Sie mich doch! rief die Frau von Neuem, als sie die beiden jungen Leute bereit sah, sich ihr zu nähern.

In diesem Augenblicke trat ein, was leicht voraus zu sehen war; Max und Heinrich, vom Weine erhizt, standen einander gegenüber und betrachteten sich mit Neid und Zorn.

— Du willst mir sie also nicht überlassen? fragte Max.

— Nein! sagte Heinrich.

— Nun, dann werde ich sie nehmen.

— Das wollen wir sehen.

— Heinrich, Heinrich, sagte Max zähneknirschend, ich schwöre Dir auf meine Ehre, daß diese Frau mir gehören wird.

— Und ich verspreche Dir bei meinem Leben, daß sie mir gehören wird, und ich halte, glaube ich, mehr auf mein Leben, als Du auf Deine Ehre hältst.

Jeder trat einen Schritt zurück und zog den Hirschfänger, dann sprangen sie aufeinander los.

— Aber aus Gnade, aus Mitleid, im Namen des Himmels, tödtet mich doch! rief die Frau zum dritten Mal.

— Was sagt Ihr? rief der Graf den beiden jungen Herrn mit gebieterischem Tone zu und blieb sizen.

— Ich sagte, antwortete Max, auf Heinrich zustoßend, daß ich diese Frau haben wollte.

— Und ich, erwiederte Heinrich, auf seinen Gegner zudrängend, ich sagte, daß ich, nicht er, diese Frau haben würde, und ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe.

Nun gut, murmelte Horaz, Ihr habt alle Beide gelogen; es wird sie keiner von Euch haben.

Mit diesen Worten nahm er vom Tische eine Pistole, erhob sie langsam in der Richtung des Betts und gab Feuer; die Kugel pfiff zwischen den Streitenden durch und traf die Frau in's Herz.

Bei diesem Anblicke stieß ich einen furchtbaren Schrei aus und sank ohnmächtig und scheinbar ebenso leblos nieder als die, welche von der Kugel getroffen war.

XIII.

Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, befand ich mich in der Gruft, der Graf war meinem Schrei und dem Geräusche meines Fallens nachgegangen, hatte mich ohne Zweifel im Laboratorium gefunden, und meine Ohnmacht, die mehrere Stunden gedauert hatte, benuzend, mich in diese Gruft gebracht. Neben mir stand auf einem Steine eine Lampe, lag ein Glas und ein Brief: das Glas enthielt Gift; was der Brief enthielt, will ich Ihnen sagen.

— Zögern Sie, ihn mir zu zeigen, rief ich, und wollen Sie mir ihn nur halb vertrauen?

— Ich habe ihn verbrannt, antwortete Pauline, seien Sie ruhig, ich habe kein Wort vergessen:

„Sie wollten, daß ich die Laufbahn des Verbrechens vollständig durchliefe; Sie haben Alles gesehen, Alles gehört; ich habe Ihnen also Nichts mehr zu sagen. Sie wissen, wer ich bin, oder vielmehr, was ich bin.

Wenn das Geheimniß, welches Sie erfuhren, mich allein beträfe, wenn kein anderes Leben als das meinige auf dem Spiele stände, so würde ich es eher auf's Spiel sezen, als ein einziges Haar auf Ihrem Haupte krümmen. Ich schwöre es Ihnen, Pauline.

Aber eine unwillkürliche Discretion, ein Zeichen des Schreckens, ein Wort, welches Ihnen im Traume entschlüpft, kann nicht allein mich, sondern noch zwei andere Menschen auf's Schaffot führen. Ihr Tod sichert das Leben dreier; Sie müssen also sterben.

Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, Sie während Ihrer Ohnmacht zu tödten, allein ich hatte nicht den Muth dazu, denn Sie sind die einzige Frau, die ich geliebt habe. Pauline, wenn Sie meinen Rath befolgt oder vielmehr meinen Befehlen gehorcht hätten, so würden Sie jezt bei Ihrer Mutter seyn. Sie sind wider meinen Willen gekommen, schreiben Sie es also nur Ihrem Schicksale zu.

Sie werden in einem Gewölbe erwachen, in welches vielleicht seit zwanzig Jahren Niemand gekommen ist, und in welches vielleicht in zwanzig Jahren Niemand kommen wird. Hegen Sie also keine Hoffnung auf Hülfe, denn sie würde vergeblich seyn. Neben diesem Briefe finden Sie Gift, Alles, was ich für Sie thun kann ist, Ihnen einen schnellen und sanften Tod, statt eines langsamen und schmerzhaften Todeskampfes anzubieten. In dem einen oder dem andern Falle, welchen Entschluß Sie auch fassen mögen, sind Sie von dieser Stunde an todt.

Niemand hat Sie gesehen, Niemand kennt Sie; diese Frau, welche ich tödtete, um Max und Heinrich zu versöhnen, wird an Ihrer Stelle in Paris in Ihrer Familiengruft begraben werden, und Ihre Mutter wird an dem Grabe jener weinen, in dem Glauben, an dem ihres Kindes zu weinen.

Leben Sie wohl, Pauline; ich bitte Sie weder um Verzeihung, noch um Gnade; schon seit langer Zeit bin ich verflucht, Ihre Verzeihung würde mich nicht retten."

— Es ist furchtbar, rief ich; o Gott, o Gott, was haben Sie erdulden müssen!

— Ja, Alles, was ich Ihnen nun noch erzählen könnte, betrifft nur noch meinen Todeskampf, deßhalb . . .

— Erzählen Sie, erzählen Sie, rief ich, sie unterbrechend.

— Ich las diesen Brief zwei oder dreimal; ich konnte mich von seiner Wirklichkeit nicht überzeugen. Es gibt Dinge, gegen welche die Vernunft sich sträubt; man hat sie vor seinen Augen, in der Hand, man betrachtet sie, man fühlt sie, und man glaubt nicht an sie. Ich ging stumm an das Gitter; es war geschlossen; ich ging zwei oder dreimal stumm in meiner Gruft herum und schlug mit meinen ungläubigen Händen an ihre feuchten Mauern, dann sezte ich mich stumm in einen Winkel meines Grabes.

Ich blieb so unbeweglich sizen, bis zu dem Augenblicke, wo meine Lampe zu flackern begann. Ein furchtbarer Gedanke erfaßte mich plözlich, nämlich der, daß sie verlöschen würde. Ich stieß vor Schrecken einen Schrei aus und eilte auf sie zu; das Oel war fast verzehrt. Ich sollte den Tod im Finstern kennen lernen.

O, was hätte ich nicht für etwas Oel gegeben. Hätte ich die Lampe mit meinem Blute unterhalten können, so würde ich mir die Adern mit den Zähnen geöffnet haben. Sie flackerte fortwährend, bei jedem Aufflackern war ihr Licht weniger hell und der dunkle Kreis, der sich entfernt hatte, als sie in ihrer ganzen Stärke brannte, kam mir immer näher.

Endlich begann sie gegen die Dunkelheit zu kämpfen, wie ich bald gegen den Tod kämpfen konnte. Die Flamme wankte gleich dem lezten Athemzuge, der auf den Lippen eines Sterbenden zittert; endlich erlosch sie und nahm mit sich die Klarheit, welche die Hälfte des Lebens ist.

Ich sank in den Winkel meines Gefängnisses zurück. Von diesem Augenblicke an zweifelte ich nicht mehr; denn sonderbarer Weise, seitdem ich den Brief und das Gift nicht mehr sah, war ich von ihrem Vorhandenseyn überzeugt.

So lange das Licht brannte, hatte ich die Stille nicht beachtet; sobald das Licht erloschen war, drückte sie auf mein Herz mit der ganzen Schwere der Dunkelheit. Sonderbarer Weise hatte ich bei der Annäherung des Todes den vergessen, der seine Ursache war; ich dachte an meine Lage; ich war vor Schreck ganz erstarrt, allein ich kann es sagen und Gott weiß es, wenn ich nicht daran dachte, ihm zu verzeihen, so dachte ich auch nicht daran, ihn zu verfluchen. Bald darauf stellte sich der Hunger ein.

Eine Zeit, die ich nicht berechnen konnte, verfloß; wahrscheinlich war die Sonne untergegangen und es Nacht geworden; denn als die Sonne wieder erschien, erhellte ein Strahl, der durch einen Riß im Boden drang, die Unterlage eines Pfeilers. Ich stieß einen Freudenschrei aus, als brächte mir dieser Strahl eine Hoffnung.

Meine Augen hefteten sich so fest auf diesen Strahl, daß ich endlich vollkommen deutlich alle Gegenstände unterscheiden konnte, die auf der von ihm beschienenen Fläche lagen, es waren einige Steine, ein Stückchen Holz und ein Häufchen Moos; dadurch, daß er stets auf dieselbe Stelle wiederkehrte, hatte er endlich diese arme und schwache Vegetation aus der Erde gelockt. O, was hätte ich nicht darum gegeben, um an der Stelle dieses Steines, dieses Stückchen Holzes und dieses Mooses zu seyn, um den Himmel noch einmal durch diesen Spalt der Erde zu sehen.

Brennender Durst begann mich zu quälen und meine Gedanken verwirrten sich; von Zeit zu Zeit zogen blutige Wolken vor meinen Augen her und meine Zähne knirschten, wie in einer nervösen Crisis; doch hatte ich stets die Augen auf das Licht geheftet. Ohne Zweifel trat es durch eine sehr schmale Oeffnung, denn als die Sonne nicht mehr über ihr stand, wurde der Strahl dunkel und kaum sichtbar. Sein Verschwinden nahm mir noch meinen geringen Muth. Ich rang die Hände und schluchzte convulsivisch.

Mein Hunger hatte sich in einen heftigen Schmerz im

Magen verwandelt, der Mund brannte mir; ich fühlte das Bedürfniß, zu beißen. Ich nahm eine Flechte meiner Haare zwischen die Zähne und zermalmte sie. Bald darauf fühlte ich mich von einem dumpfen Fieber ergriffen, obgleich mein Puls kaum noch schlug.

Ein Stumpfsinn in Folge der Aufregung und der Ermattung bemächtigte sich meiner; ich fiel in einen Schlummer, ohne daß das Bewußtseyn meiner Lage aufhörte. Es begann nun eine Reihe sehr unzusammenhängender Träume. Dieser schmerzhafte Schlaf verschaffte mir keineswegs einige Ruhe, sondern brach meine Kräfte völlig. Ich erwachte mit wüthendem Hunger und Durst; ich dachte jezt an das Gift, welches in meiner Nähe stand und mir ein sanftes und rasches Ende verschaffen konnte. Troz meiner Schwäche, troz der Sinnestäuschung, troz des dumpfen Fiebers, welches in meinen Adern glühte, fühlte ich, daß der Tod noch fern war, daß ich noch viele Stunden warten mußte, und daß die furchtbarsten dieser Stunden noch nicht vorüber waren; ich faßte nun den Entschluß, noch ein Mal diesen Strahl des Tages zu sehen, der Tags vorher mich besucht hatte, wie ein tröstender Engel, der in den Kerker des Gefangenen hinabsteigt. Ich sah starr nach der Stelle, wo er erscheinen mußte. Diese Erwartung und diese Beschäftigung beruhigte etwas meinen furchtbaren Schmerz.

Der erwünschte Strahl erschien endlich. Ich sah ihn bleich und blaß herabfallen; an diesem Tage war die Sonne ohne Zweifel durch Wolken verhüllt. Es zog nun Alles an mir vorüber, was sie auf der Erde erhellte: Bäume, Wiesen, das Wasser, Paris, welches ich nicht mehr wiedersehen konnte; meine Mutter, die ich auf immer verlassen mußte, meine Mutter, die vielleicht schon die Nachricht meines Todes erhalten hatte und ihre lebende Tochter beweinte. Bei diesen Gedanken brach mein Herz; ich zerfloß in Thränen und Seufzern, zum ersten Male, seitdem ich in dieser Gruft war. Allmählig ließ der Paroxismus nach; die Seufzer hörten auf und meine Thränen flossen stumm. Ich hatte zwar fortwährend den Entschluß, mich zu vergiften, doch litt ich weniger.

Ich hielt wie Tags vorher meine Augen auf diesen Strahl gerichtet, so lange er glänzte, dann sah ich ihn wie Tags vorher erbleichen und verschwinden . . . ich winkte ihm mit der Hand und nahm Abschied von ihm, denn ich war entschlossen, ihn nicht wieder zu sehen.

Ich ging nun in mich und faßte in meinen höchsten und lezten Gedanken gewissermaßen Alles zusammen; ich hatte in meinem ganzen Leben, weder als junges Mädchen, noch als Frau, eine schlechte Handlung begangen, ich starb ohne Gefühl von Haß oder einen Wunsch nach Rache, Gott mußte mich also als seine Tochter aufnehmen und ich konnte die Erde nur mit dem Himmel vertauschen; dieß war die einzige tröstende Idee, die mir blieb, und ich hielt fest an ihr. Bald schien es mir, als verbreitete sich dieser Gedanke nicht allein in mir, sondern auch um mich; ich begann diesen heiligen Enthusiasmus zu fühlen, welcher den Muth der Märtyrer bildet. Ich stand auf, erhob meinen Kopf gen Himmel und es schien mir, als drängen meine Augen durch das Gewölbe, durchbohrten die Erde und schauten Gottes Thron. In diesem Augenblicke waren meine Schmerzen durch die religiöse Aufregung unterdrückt; ich ging auf den Stein zu, auf den das Gift gestellt war, als könnte ich in der Finsterniß sehen, ich nahm das Glas, ich horchte, ob ich kein Geräusch hörte, ich sah mich um, ob ich kein Licht erblickte, ich las in Gedanken nochmals diesen Brief, der mir sagte, daß seit zwanzig Jahren Niemand in dieses Gewölbe herabgestiegen war, und daß vielleicht in zwanzig Jahren Niemand herabsteigen würde. Ich überzeugte mich in meiner Seele von der Unmöglichkeit, den Leiden zu entgehen, die mir noch bevorstanden, ich nahm das Glas mit Gift, brachte es an meine Lippen und trank es, indem ich in einem lezten Murmeln der Trauer und Hoffnung den Namen meiner Mutter, die ich verließ, und den Gottes, zu dem ich gehen wollte, verband.

Sodann sank ich in die Ecke der Gruft zurück, meine himmlische Erscheinung war verschwunden, der Schleier des Todes bedeckte mich. Der Schmerz des Hungers und des Durstes erschienen wieder, und zu diesen Schmerzen gesellten sich noch die des Giftes. Ich erwartete mit Angst den eiskalten Schweiß, der den lezten Todeskampf ankündigt . . . Plötzlich hörte ich meinen Namen, ich öffnete die Augen und sah Licht; Sie waren da, Sie standen an der Gitterthür meines Grabes! . . . Sie, das heißt der Tag, das Leben, die Freiheit . . . ich stieß einen Schrei aus und eilte auf Sie zu . . . Sie wissen das Uebrige.

Und jezt, fuhr Pauline fort, erinnere ich Sie bei Ihrer Ehre an den Schwur, den Sie mir geleistet haben, Nichts von diesem furchtbaren Drama zu enthüllen, so lange eine der drei Hauptpersonen, die in ihr eine Rolle gespielt haben, noch lebt.

Ich erneuerte ihr den Eid. (Fortsezung folgt.)

Das Testament des Kaisers Nikolaus.

Aus der Nationalzeitung.

Petersburg, den 25. April.

Eine soeben mit kaiserlicher Erlaubniß in Petersburg erschienene Broschüre: „Die lezten Stunden des Kaisers Nikolaus I." enthält unter andern bemerkenswerthen Beiträgen zur Biographie des Verstorbenen auch Auszüge aus einem autographischen Testament, welches der Kaiser Nikolaus im Jahr 1844 entworfen und mit der Bemerkung versehen hat, „gelänge es ihm nicht, eine Reinschrift davon anzufertigen, so wünsche er, dieser Entwurf möge als maßgebend betrachtet werden." Er hat denselben nicht als „lezten Willen" bezeichnet, um seinem Nachfolger keine beengenden Schranken zu sezen, sondern nur als „seine lezten Wünsche", um deren Erfüllung er „bittet". Der Autor der Broschüre nimmt hiervon Anlaß zur Widerlegung der Gerüchte von der Existenz eines politischen Testaments Peters I., indem er darauf hinweist, daß auch die Testamentsacte des Kaisers Nikolaus I. keine politische Bestimmung enthalte. — Der § 1 des Testaments ist derjenigen gewidmet, die in seinem Herzen „nächst dem Pflichtgefühle des Monarchen Rußlands" die erste Stelle einnahm. Der Aufzählung des unbeweglichen Eigenthums der Kaiserin Alexandra Feodorowna fügte der Kaiser die Worte hinzu: „Jedoch wünsche ich, daß meiner Gemahlin die Benuzung ihrer Gemächer im Winterpalast, auf der Insel Jelagin, im neuen Palast und in TsarskoeSelo überlassen bleibe. Außerdem, obgleich nach dem Erbfolgerecht das Schloß Nikolajewski (Anitschkow) dem ältesten meiner Söhne zufällt, überlasse ich die lebenslängliche Benuzung desselben meiner Frau, wenn ihr dies belieben sollte. Als Vermächtniß hinterlasse ich meinen Kindern und Enkeln, daß sie ihre Mutter lieben und ehren und für ihre Gemüthsruhe Sorge tragen, ihren Wünschen zuvorkommen und ihr im Alter durch liebevolle Pflege Freude zu bereiten sich bestreben. Niemals sollen sie etwas Wichtiges in ihrem Leben unternehmen, ohne vorher ihren mütterlichen Rath und Segen eingeholt zu haben." §§ 2, 3, 4 und 6 handeln über Vermächtnisse von Immobilien. Der Kaiser (so wird der damalige Thronfolger in der Urkunde überall genannt) erhält die Waffensammlung in TsarskoeSelo, Großfürst Konstantin die Marinemodelle, Teleskope, das Medaillenkabinet und die Handbibliothek im Palast Anitschkow. §§ 5, 7 und 8 bestimmen die Vertheilung des von der Kaiserin Marie Feodorowna hinterlassenen Capitals unter die Kinder des Kaisers, mit Ausnahme des Großfürsten Thronfolgers. §§ 9, 10 und 11 handeln von Schenkungen in Capitalien, von deren Procenten Arme Pensionen erhielten. „Ich bitte, schrieb darüber der Verstorbene, diese Pensionen auf die Staatskasse, das Cabinet, oder wie sonst dem Kaiser belieben wird, zu übertragen." „Ich bitte ferner den Kaiser, liebevoll für die alten Invaliden zu sorgen, die bei mir an verschiedenen Orten unter dem Namen der Arsenaldiener lebten. Ich wünsche, daß sie ihr Leben in der bisherigen

Lage beschließen, wenn anders der Kaiser ihren Zustand nicht eben verbessern will." Im § 14 spricht der Kaiser von seinen Freunden: „Seit meiner Kindheit haben zwei Freunde und Gefährten mir zur Seite gestanden, deren Freundschaft für mich unveränderlich dieselbe blieb. Den Generaladjutanten v. Adlerberg liebte ich wie meinen Bruder, und hoffe bis an mein Lebensende in ihm einen treuen und wahren Freund zu haben. Seine Tochter Julie Feodorowna Baranow hat drei meiner Töchter erzogen. Beiden gewähre ich zum Andenken an mich jedem 15,000 Silberrubel lebenslänglicher Pension außer der von ihnen bezogenen. Ich danke ihnen zum leztenmal für ihre geschwisterliche Liebe." Es folgen Ausdrücke des Dankes an die übrigen Erzieher der Kinder des Kaisers, an die Leibärzte Arend, Markus, Mandt und Reinhold, an den mit besonderem Vertrauen beehrten Fürsten Wolkowski (vor zwei Jahren gestorben), den Fürsten Wassitschikow, an den Generalfeldmarschall Fürsten von Warschau „für seine herzliche Anhänglichkeit und Freundschaft, wie auch für seine heldenmüthigen Thaten, durch die er unsere Waffen mit Ruhm bedeckt und den Verrath niedergeschlagen hat;" an Benkendorf, Orlow, Tschernischew, Menschikoff, Nesselrode, Kankrin, Bludow und Kisselew für treue und nützliche dem Staate geleistete Dienste. Im § 23 folgt der Dank an die Garde in den bereits erwähnten Worten: „Ich danke meiner Garde u. s. w."; dann wendet sich das Testament dankend an die Glieder der kaiserlichen Familie und andere Blutsverwandte oder durch eheliche Bande mit derselben verknüpfte. Insbesondere wird der Großfürstin Maria Paulowna gedacht: „Ich hegte von meiner Kindheit für sie eine besondere Anhänglichkeit für die mir stets bewiesene Liebe. Später wurde mir ihre Freundschaft noch schäzbarer; zu niemand in der Welt hatte ich so viel Vertrauen, als zu ihr; ich ehrte sie wie eine Mutter und theilte ihr alles aus dem Innern meiner Seele mit. Hier sage ich ihr zum leztenmal meinen herzlichsten Dank für die herrlichen Augenblicke, die ich in ihrer Unterhaltung genossen habe." Weiter beschwört der Kaiser seine Kinder, „ihren Kaiser von ganzer Seele zu lieben, zu ehren, ihm treu, unermüdlich, unweigerlich bis zum lezten Blutstropfen und Athemzuge zu dienen und sich zu erinnern, daß sie in dieser Beziehung ein Beispiel seyn sollen andern Unterthanen, unter denen sie die ersten sind." — „Ich bin überzeugt, daß mein Sohn, Kaiser Alexander Nikolajewitsch, stets ein ehrfurchtsvoller und zärtlicher Sohn seyn wird, wie er es uns gewesen; diese Pflicht wird eine heiligere vom Augenblicke, wo seine Mutter allein steht. In ihrer Vereinsamung muß ihr seine Liebe und Zärtlichkeit wie die aller ihrer Kinder und Enkel Trost gewähren. Im Umgang mit seinen Brüdern muß mein Sohn Nachsicht für deren Jugend mit der unumgänglichen Festigkeit zu vereinigen wissen, wie ein Familienvater, und niemals weder Familienzwist noch sonst irgend etwas dulden, was dem Dienste oder gar dem Staate nachtheilig werden könnte; in derartigen Fällen, vor denen uns Gott bewahre, wird er sich aufs strengste daran erinnern, daß er der Kaiser und alle anderen Familienglieder Unterthanen." — Im § 31 heißt es: „Ich danke allen, die mich liebten und mir dienten; ich vergebe allen, die mich haßten." § 32: „Ich bitte alle, denen ich unwissentlich etwas zu Leide that, mir zu vergeben. Ich war Mensch mit allen Schwächen, die am Menschen haften; ich war bestrebt, mich in dem zu bessern, was ich Böses an mir erkannt hatte. In dem einen gelang mir das, im andern nicht. Ich bitte herzlich mir zu vergeben. Ich sterbe mit dankerfülltem Herzen für alles Gute, womit es Gott gefallen hat, mich in dieser vergänglichen Welt zu beschenken; mit glühender Liebe zu unserem glorreichen Rußland, dem ich treu und wahr nach meiner besten Einsicht gedient habe; ich bedauere, daß ich dasjenige Gute zu erfüllen nicht vermochte, was ich so herzlich gewünscht habe. Mein Sohn wird mich vertreten. Ich werde Gott bitten, daß er ihn mit seinem Segen auf der mühevollen Bahn geleite, und ihm beistehe, Rußland auf dem starken Grunde der Gottesfurcht zu befestigen, indem er dessen innern Ausbau sich vollenden läßt und jede äußere Gefahr von ihm abwendet." — „Auf dich, Gott, bauen wir, gib, daß wir nicht zu Schanden werden. Alle, die mich liebten, bitte ich, um Ruhe für meine Seele zu beten, die ich dem barmherzigen Gott übergebe mit fester Zuversicht zu seiner Gnade und mit demüthiger Ergebung in seinen Willen. Amen!" Diesem Testament ist ein Additionalartikel aus dem Jahre 1845 angefügt, der in Anlaß des Todes der Tochter des Kaisers, Alexandra, Bestimmungen über deren Nachlaß enthält.

Miscellen.

× Wir machen immer erst Bekanntschaft mit unsern Fehlern bei — Andern, und behandeln sie dann wie fremde und als ob sie uns nichts angingen.

× Was wir nicht thun, ist oft größere Sünde, als was wir thun.

× Wer Widerspruch nicht ertragen kann, fühlt, daß er Unrecht haben könnte.

× Die LiebesErfüllung gegen Eltern ist die heiligste, die gegen Gatten die freiwilligste, die gegen Kinder die natürlichste, und wer der einen genug gethan, der wird auch in den andern nicht fehlen.

RaritätenKästlein.

⊙ Vor einigen Wochen reiste ein jüdischer Bankier von Frankfurt nach Wien. Im Wagen erster Klasse trifft er mit einem liebenswürdigen Reisenden zusammen, der ihn bald durch seine angenehme Unterhaltung so entzückt, daß er ihm eine Empfehlung an seine in Wien verheirathete Tochter anbietet, die in sehr guten Verhältnissen lebe und in deren Salons er dadurch eingeführt werden könne. Der Reisende dankt lächelnd und sagt, er habe ebenfalls eine Tochter in Wien verheirathet, die auch in guten Verhältnissen lebe. Auf die neugierige Frage des Herrn Bankiers: „An wen ist denn Ihre Tochter verheirathet?" erwidert Jener: „An den Kaiser von Oestreich!" — Der unterhaltende Reisegefährte des Hrn. Bankiers war der Herzog Max von Baiern.

⊙ Ein Bauer wurde in einem Gasthause während des Essens von mehreren Herren geneckt. Er ließ sich Das eine Weile gefallen; als aber die Herren nicht aufhören wollten, schlechte Wize auf ihn zu reißen, drehte er sich um und fragte den Kellner, was Das für Herren seien. — „Schauspieler," erhielt er zur Antwort. Er stand sogleich auf, trat zu einem der Schauspieler und verlangte vier Groschen. Verwundert sah ihn dieser an und fragte den Bauer, wie er zu einer solchen Forderung käme. — „Ei!" sagte der Bauer, „gestern Abend waren Sie meine Narren und ich mußte dafür vier Groschen zahlen; soll ich heute der Ihrige seyn, will ich's auch nicht umsonst thun."

Logogryph.

Ich fließe durch ein langes Thal
Um manche Flur und Hain,
Die Welle glänzt im Sonnenstrahl,
Verehlicht sich dem Rhein,
Und manches Dorf und manche Stadt
Begrüßt sie auf dem Schlangenpfad.

* * *

Versezt doch lieg' ich im Gemach,
Mich schließen Kammern ein,
Zerbrechen mußt Du erst mein Fach,
Willst du zu mir herein;
Bin eine Frucht, bald bitterlich,
Bald angenehm, kannst essen mich. C. Jul. Er...

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.